

BUCHBESPRECHUNGEN

HEINRICH FRÄNKEL/
ROGER MANVELL

GOEBBELS

Eine Biographie. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1960.
391 S., Ln. 19,80 DM.

DAS TAGEBUCH VON JOSEPH
GOEBBELS 1925/26

Mit weiteren Dokumenten herausgegeben von Helmut Heiber. Schriften der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1960.
143 S., engl. brosch. 7,80 DM.

HELMUT HEIBER

JOSEPH GOEBBELS .

Colloquium Verlag, Berlin 1962. 436 S., Ln. 29,80 DM.

Goebbels ist unter den Figuren des Dritten Reiches wohl diejenige, die es dem Biographen am leichtesten gemacht hat. Es liegen eine Unmenge schriftlicher und mündlicher Äußerungen von ihm vor und außerdem ausführliche Niederschriften seiner Mitarbeiter. Er hat sich ständig produziert und dargestellt und mit allen Mitteln in den Vordergrund geschoben. So sehr er die Macht liebte, er wollte sie nicht, wie etwa *Bormann* oder *Himmler*, vom Hintergrund ausüben. Aber so viel auch von ihm vorliegt und so häufig er auf der Bühne agierte, so ist er doch nicht weniger problematisch. Man könnte sogar sagen: interessant, wenn er nicht allzu widerwärtig wäre, um eigentliches menschliches Interesse zu wecken.

Die Biographie von *Fränkel* und *Manvell* ist insofern verdienstlich, als sie die Daten und Dokumente sammelt und in eine gewisse Ordnung bringt. Die Schul- und Universitätszeit wird ausführlich dargestellt. Fränkel hat

bei Überlebenden dieser Zeit mehr oder weniger ergiebige Nachforschungen angestellt, deren Ergebnis zum Teil neu ist. In dieser Zeit hat sich der Goebbelssche Charakter gebildet. Bestimmend war die in der Kindheit erlittene Verkrüppelung durch eine schwere Krankheit. Zeit seines Lebens hat Goebbels unter dem Zwang gestanden, sich seine Vollwertigkeit, ja seine Überlegenheit zu beweisen und sie von anderen bestätigen zu lassen. Das Ergebnis war eine maßlose Eitelkeit und, was aus allen Äußerungen hervorgeht, eine penetrante Verlogenheit. Nicht als ob er mehr gelogen hätte als *Hitler* oder die anderen Größen. Was ich meine ist, daß in seinem Mund alles zur Lüge wurde, auch die Wahrheit. Trotz seiner Schlaueit und seiner großen formalen Intelligenz fällt, wie übrigens auch bei *Hitler*, auf, daß er von der Welt außerhalb seines Machtkampfes und seines Machtbereichs nur eine ganz undeutliche Vorstellung hatte. Was sich nicht unmittelbar auf seine Person, seinen Effekt und seinen Erfolg bezog, schien ihn nicht zu interessieren. In den Tagebüchern, auch in denen, die er nicht für die Veröffentlichung bestimmt oder redigiert hat, ist kein wahres, kein natürliches, kein aufrichtiges Wort zu finden. Alles hat den falschen Ton eines Menschen, den in keinem Augenblick, auch vor sich selbst nicht, eine erbitterte Geltungssucht verließ. Daher die vielen hohlen, klischeehaften Superlative: Er ist „bis in die Seele ergriffen“ oder „aufs tiefste erschüttert“; auch sind es die andern über das, was er selber sagt, redet oder schreibt. Aber man glaubt ihm keines seiner Gefühle. Daß ein solcher Mensch einmal „wahre Beifallsstürme“, in „einer einzigen Welle der Begeisterung tobende Säle“ zustande brachte, das ist eine der für das deutsche Volk peinlichsten Feststellungen aus dem Dritten Reich. Sein Antisemitismus und überhaupt seine Bekehrung zu *Hitler* im Jahre 1925 werden einigermaßen psychologisch erklärt aus seinen Enttäuschungen auf der Universität und bei der anschließenden Stellungsuche. In den ersten literarischen Kreisen, in die er sich zu drängen versucht hatte, wurde seine Hohlheit von Anfang an erkannt.

Im großen und ganzen läßt sich das Buch von Fränkel und Manvell empfehlen. Die psychologischen Einsichten sind nicht gerade tief, aber eingängig. Die Arbeit ist etwas flüchtig.

Dieser Mangel an Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat sich leider bestätigt durch den Nachweis, daß die beiden Autoren die so aufschlußreichen Tagebücher von Goebbels aus den Jahren 1925—1926 zwar ausführlich verwertet, aber vielfach falsch und entstellt wiedergegeben haben; vielleicht, weil sie nicht den deutschen Urtext verwendet, sondern wohl aus einer schlechten englischen Übersetzung schlecht zurückübersetzt haben. Das weist ihnen *Heiber* im *Vierteljahresheft für Zeitgeschichte* 1961/1, Seite 66 ff. nach.

Eben diese Tagebücher sind von Heiber gewissenhaft ediert und kommentiert worden. Auch sie sind, ebenso wie die von *Louis Lochner* herausgegebenen Kriegstagebücher von 1942—1943, auf abenteuerliche Weise gerettet worden. Sie sind geschrieben kurz vor und kurz nach der Zeit, in der Goebbels und der „Führer“ sich gegenseitig entdeckt haben. Wenn man diese Tagebücher nach Diktion, Tonfall, Wortschatz und Inhalt auf sich wirken läßt, so wird jene oben angedeutete wesensmäßige Verlogenheit, jene zur Natur gewordene Unnatur ungemein deutlich. Auch wenn er vom Gebirge oder vom Königssee schwärmt: Man glaubt ihm seine Schwärmerei nicht, und wenn er von den Worten des „Führers“ aufs tiefste erschüttert“ ist: Man sieht förmlich, um mit *Karl Kraus* zu reden, wie er nicht erschüttert ist. Aber gerade das macht den historischen Reiz dieser Tagebücher und ihr psychologisch-ethisches Interesse aus. Sie sind ein sehr wichtiges Dokument aus dem Dritten Reich.

Heiber ist auch der Verfasser einer 1962 erschienenen *Goebbels-Biographie*, der ergiebigsten und ernsthaftesten Arbeit über Goebbels, die bis jetzt vorliegt. Unter ihren Vorzügen möchte ich zwei voranstellen. Erstens, daß das Intim-Persönliche, das Privatleben, auf das notwendigste beschränkt ist. Notwendig ist nur das, was zu dem geistigen oder charakterlichen Bild von Goebbels etwas beiträgt. Die Wiedergabe pikanter Details, die es auch in Goebbels' Leben gab, ist relativ unwichtig und uncharakteristisch; zum Beispiel sein Verhältnis zu der Filmschauspielerin *Lida Baarova*. Zu loben ist zweitens, daß Heiber vorwiegend, und zwar vorzüglich, mit dem Dokument arbeitet und die Essenz von Joseph Goebbels aus seiner Sprache, seinem Stil, seinem Wortschatz, seiner Phrasentechnik destilliert. Daß dies die beste Methode ist, hat Heiber nicht nur erkannt; er verwirklicht sie auch in einem Maße, das Anerkennung verdient. Eine solche Analyse der Wirkung von Goebbels auf seine Hörer und Leserschaft war fällig. Heiber, obwohl nicht mehr zu der Generation von Goebbels-Hörern und Goebbels-Lesern gehörig, hat sie endlich unternommen, und zwar mit einer Leidenschaft, die besonders in den letzten Kapiteln bei der Schlußanalyse zu Erkenntnissen und Formulierungen führt, die schlechthin originell und überzeugend sind und alles Bisherige hinter sich lassen.

Man sagt es so oft dahin, daß der Stil der Mensch sei. Um aber den Menschen aus seinem Stil zu erkennen, braucht man Begabung und Übung, Sprachgefühl, Kenntnis der historischen, sozialen und politischen Situation, des Hintergrunds, der Umgebung, kurz des ganzen Zeitgewebes. Das wird bei Heiber durchaus nicht vernachlässigt. Der historische und soziologische Hintergrund, die faktischen Vorgänge, die einzelnen Stadien vor und nach der Mjnisterteit werden genau dargelegt. Man gewinnt den Eindruck, daß Heiber, je mehr er

sich mit den Fakten der Goebbelsschen Wirksamkeit beschäftigt und in seine Sprache eingelesen hat, immer mehr die Substanzlosigkeit seines Objekts erkannt hat. Im ersten Kapitel (S. 15) spricht er noch von der „bestechenden Schönheit“ der Sprache von Goebbels. Die Formel von der „hochintellektuellen Glasur“ (S. 91) kommt der Wahrheit schon näher, ist aber auch noch zu hoch gegriffen. Nicht einmal diese Glasur war echt, sondern angelesen, aufgeschnappt und flink zu eigenen Zwecken verwendet. Heiber macht das selbst am Schluß deutlich, besonders bei der Würdigung der Artikel im *Reich*, die ja zum Rufe Goebbels als Sprachkünstler und bedeutendem Kopf am meisten beigetragen haben. Heiber hat schließlich erkannt, daß es sich hier bei näherer Betrachtung um „kitschige Klischees“ und um monströsen Unsinn handelt.

Heiber ist dafür getadelt worden, daß er sich vorwiegend auf die von Goebbels stammenden Dokumente (Tagebücher, Aufsätze, Reden, Artikel) stützt und sich nicht um mündliche Aussagen noch lebender Zeitgenossen in größerem Umfange bemüht hat. Ich halte diesen Tadel für ungerecht. Heiber weiß, daß solche Zeugnisse, vor allem nach so langer Zeit, hauptsächlich etwas über den Zeugen sagen und darüber, wie er seine Erinnerung verarbeitet hat, aber nichts Verlässliches über den Urvor- : gang. Die Urkunde ist bei weitem das sicherste Beweismittel. Das gilt auch im Geschichtsprozeß. Man muß sie allerdings zu lesen verstehen und sie sprechen lassen können. Heiber kann das.

Auf das Buch zu verweisen ist aber nicht nur der, den das Phänomen Goebbels interessiert, sondern alle, denen es um die Rolle geht, die das deutsche Volk dabei gespielt hat; wie an großen Betrugsfällen oft weniger der Täter und sein Talent als Betrüger bemerkenswert ist, sondern eher seine Wirkung auf die Umwelt, deren Gläubigkeit und Verfallenheit. Es ist erschütternd zu erkennen, daß einem Mann, der aus nichts als Lüge bestand, ein großer Teil des deutschen Volkes viele Jahre Glauben schenkte und den hohlen Ton nicht vernahm, den vernünftige Leute schon von jeher herausgehört hatten.

Heiber hat ganz recht, wenn er das Gerede von den „dämonischen“ Kräften ablehnt, das zur Entschuldigung und Beschönigung der Rolle des deutschen Volkes im Schwange ist; ein Reklameerfolg für einen Schwindelartikel läßt sich nicht mit der Dämonie der Werbeorganisation erklären. Was not tut ist, das deutsche Volk gegenüber dem Mißbrauch heutiger Propagandamittel, besonders wenn sie mit staatlicher oder ökonomischer Macht eingesetzt werden, zu immunisieren und die wichtige demokratische Tugend des Mißtrauens zu pflegen. Hierin liegt das Hauptverdienst der Heiberschen Analyse der Goebbelsschen Wirksamkeit.

Dr. Richard Schmid

JOSEF WULF
DAS DRITTE REICH
UND SEINE VOLLSTRECKER

Die Liquidation von 500 000 Juden im Ghetto Warschau, arani Verlags-GmbH, Berlin-Grünwald 1961. 390 S. mit 50 Abbildungen und einem Namensverzeichnis, Ln. 39,50 DM.

Unwillkürlich schiebt man die Lektüre dieses Bandes immer wieder hinaus, wissend, was einen erwartet. Und was soll ein Rezensent noch sagen angesichts des unsagbaren Grauens, das ihm hier nüchtern und kalt vor Augen tritt? Soll er sich darüber verbreiten, wie verwunderlich, und auch wieder nicht, es erscheint, daß immer neue Dokumente entdeckt werden, die das Unglaubliche klipp und klar dokumentieren? Denn es ist ja das Grauenhafte, daß hier nicht in heißer Wut gemordet, sondern unter akkuraten Aktenzeichen das Morden verwaltet wurde. Daß guten Gewissens Tagebücher geführt und Berichte gesammelt wurden, um das „Ganze in netter Aufmachung“ hinterher *Himmler* zu überreichen. Soll man etwa von *Jürgen Stroops* Unfähigkeit reden, in den Prüfungen der SS-Schule auch nur die eingetrichterte Ideologie in einem richtigen Satz wiederzugeben, wo „Bildung“ keineswegs vor Unmenschlichkeit bewahrte, der Kommandant von Auschwitz das Morden mit Beethovensonaten begleitete? Oder soll man hervorheben, wie ein junger jüdischer Historiker auf seine Rettung verzichtet, um ein Archiv über das Leben im Ghetto anzulegen. Soll man erwähnen, wie die Pedanterie selbst auf den Herausgeber dieser Dokumente, unter denen Stroops Berichte einen weiten Raum einnehmen, abfärbt, wenn er SS grundsätzlich in den runenmäßig stilisierten Zeichen drucken läßt? Betonen, wie der Heldenkampf einiger Tausend Juden das ganze Bild des Nationalsozialismus vom Juden Lügen straft, und daß sich die Nazis dessen sogar bewußt geworden sind? Hinzufügen, daß das Andenken an den Führer des Ghettoaufstandes *Mordechai Anielewicz* im Namen eines israelischen Kibbutz geehrt wird?

Vergeblich bleibt alles Grübeln. Vergeblich auch alles Bemühen um die „unbewältigte Vergangenheit“, da es nichts zu bewältigen und letztlich nichts gutzumachen gibt, sondern allenfalls Erkennen und Anerkennen des Geschehenen. Kaum jemand wird sich aus eigenem Antrieb diesen Band kaufen. Um so wichtiger ist es, daß alle Bibliotheken ihn führen, daß er als Material für Referate unseren Jugendlichen in die Hand gegeben wird und sei es in einem Kurs zur Rednerschulung. Was aber wirklich zu sagen bleibt, läßt sich nicht besser ausdrücken als *Wolfgang J. Helbich* es bei der Besprechung von *Schoenberners* „Wir haben es gesehen“ in der *Zeit* tat: Daß wir hellhörig werden müssen, wenn braune und rote Diktatur leichtfertig gleichgesetzt

werden, daß uns bewußt werden muß, wie es trotz aller Verbrechen des Stalinismus und aller verwerflichen Akte des Ulbrichtregimes eine üble Geschichtsklitterung und nicht zuletzt eine Verunglimpfung des Andenkens der Millionen Naziopfer ist, wenn man die Berliner Mauer und die wirkliche Schandmauer um das Warschauer Ghetto oder die Zwangskollektivierung und Auschwitz gleichsetzt oder auch nur in einem Atemzug nennt. Vielleicht ist es auch noch nicht oft genug gesagt worden, daß — verglichen mit nuklearen Vernichtungswaffen — Gaskammern und Verbrennungsöfen nur stümperhafte erste Versuche sind, und daß wir dem grausamen und sinnlosen Tod von Millionen wenigstens nachträglich einen Sinn geben sollten und ihr Andenken ehren, indem wir in unserem Land dafür sorgen, daß sie die letzten Opfer waren und nicht nur die ersten.

Hermann Meier-Cronmeyer

ANSGAR SKRIVER
GOTTESLÄSTERUNG?

Rütten & Loening Verlag, Hamburg 1962. 160 S., kart., 2,30 DM.

Man sollte meinen, daß in unseren weltlichen Staaten die Gotteslästerung eine Sache für die Kirchen ist, die den, der Gott lästert, auf das Unstatthafte seines Tuns hinweisen. Neben vielen anderen Residuen mittelalterlicher Rechtsprechung ist unserer staatlichen Rechtsprechung aber auch dieses Vergehen zur Ahndung geblieben.

Ansgar Skriver, Sohn eines Pfarrers, hat es unternommen, uns mit der Rechtsprechung und Gesetzgebung in Sachen Gotteslästerung in den letzten hundert Jahren vertraut zu machen. Es ist nicht gerade ein Ruhmesblatt, was da an Verdächtigungen und Herabsetzungen freier Geister, von Künstlern, Dichtern usw. geschah und noch geschieht. Gewiß wird heute kaum noch verurteilt, aber allein die Tatsache, daß ein solches Verfahren überhaupt eröffnet werden kann, daß es einen Paragraphen gibt, der es anmaßenden Besserwissern, halbgebildeten Theologen oder solchen Personen, die vor der Freiheit zittern, erlaubt, Anzeige zu erstatten, ist ein Anachronismus. „Einen Paragraphen abzuschaffen“, schreibt Skriver, „oder ehrlicher zu formulieren, für diese Absicht liefert dieses Buch Material. . . Dahinter aber steht die Frage des Suchenden, des ‚Gotteslästerers‘ unserer Tage an die restaurierten Lebenslügen und noch immer aufrechterhaltenen Kulturfiktionen: Ist unsere Welt geordnet, sinnvoll oder auch nur erträglich? In einer ‚christlichen‘ Welt, in der die wahren Christen lieber ins Gespräch mit Gotteslästerern eintreten als mit ihren scheinheiligen Verfolgern, die die gesetzliche Macht des § 166 StGB der seelsorgerischen

Überzeugung vorziehen, in der allerchristlichste Regierungen zum Massenmord in Algerien, Angola, Südafrika (immerhin Vorgänge, die ihrem Einflusbereich nicht so weit entzogen sind wie kommunistisches Unrecht) schweigen, weil wichtige wirtschaftliche und militärische Interessen im Spiel sind, in einer solchen Welt, die abendländisch, christlich zu sein vorgibt, lebt der Zweifelnde in seiner geistigen Existenz als Revoltierender.“ (S. 16 f.).

Neben der Darstellung der Geschichte des Paragraphen 116 StGB wird über die Rechtsprechung des Reichsgerichtes und über Änderungsvorschläge und Proteste der kirchlichen und weltlichen Öffentlichkeit berichtet. Die sechzehn Fälle von „Gotteslästerung“, die Skriver behandelt, beginnen bei *Wilhelm Busch* („Der heilige Antonius von Padua“) und enden bei den Prozessen, die vor allem Gedichte von Studenten und meist jungen Dichtern in unseren Tagen zum Gegenstand haben.

Um nachzuweisen, wie zufällig die vor Gerichten behandelten Fälle von „Gotteslästerung“ dorthin gekommen sind, druckt Skriver in einem Anhang verschiedene Abhandlungen, Gedichte usw. ab, die oft den Anzeigenden nur vom Hörensagen bekannt waren und trotz Verurteilung ihrer Verfasser unbestritten als Kunstwerke gelten. „Würden Amts- und Landrichter die hier wiedergegebenen Texte bekannter Autoren kennen, so hätten sie sicherlich bei der Urteilsfindung in den Jahren 1959 bis 1961 stärkere Hemmungen empfunden“, bemerkt Skriver dazu (S. 135).

Wer sich für die kommende Diskussion um die Strafrechtsreform unterrichten will, der nehme dieses Buch zur Hand.

Annemarie Zimmermann

DENIS LAWRENCE MUNBY
CHRIST UND WIRTSCHAFT

Verlag Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh
1962. 256 S., Ln. 19,80 DM.

Wenn ein Nationalökonom unter die Gottsucher geht, dürfte, sofern es um einen Wirtschaftler *par excellence* geht, Gott zum Wirtschaftssubjekt — sofern es sich um einen durchschnittlichen Nationalökonom handelt, die Wirtschaftswissenschaft zur Metaphysik werden. Der englische Wirtschaftswissenschaftler *Munby* hingegen darf für sich geltend machen, beides nicht geleistet zu haben, was aber weniger die Folge einer phantasievollen Originalität als vielmehr das folgerichtige Ergebnis seiner Undeutlichkeit ist. Aber, immerhin „... gute Wirtschaftswissenschaftler sind“, wie schon *Keynes* witzelte, „... die seltensten aller Vögel. Ein leichter Stoff, in dem nur wenige hervorragend sind!“ *Munby* versucht es deshalb mit der sympathischen und angebrachten

Selbstkritik, daß die meisten der von ihm gezeigten Möglichkeiten nicht neu sind (S. 193). Trotz dieses versöhnlichen Fazits kann er sich nicht versagen zu orakeln: „Wir müßten uns nicht der Tiefe der menschlichen Sündigkeit bewußt sein, um zu glauben, daß unsere Vorschläge sofort angenommen werden“ (S. 241).

Munby geht davon aus, daß es dem Menschen vorgegeben ist, primär Gott zu verehren. Da er als Wirtschaftler aber die Konsequenzen einer hauptamtlich betriebenen Meditation sieht, bedarf es einer zweckrationalen Uminterpretation des menschlichen Körpers („... ist nicht eine Art von Gehäuse, in welches der Geist für eine Weile eingekerkert ist...“), damit von christlicher Wirtschaft geredet werden darf (S. 13). Dabei stößt er auf die Tatsache, daß... „Kaum ein christlicher Theologe ... in der Wirtschaftswissenschaft ausgebildet (ist)“ (S. 101), was umgekehrt aber auch gilt. Denn kaum ein christlicher Wirtschaftler ist Theologe, so daß denn einem Übereifrigen wie *Munby* leicht das Schicksal *Chardins* widerfahren könnte, der im besten Glauben *Darwin* attackierte und dabei unbekümmert einige dogmatische Hürden warf, was natürlich die Kirche mit geharnischter Distanzierung quittierte. Im Falle *Munby* versteht sich bereits der Herausgeber zu der vorsorglichen Einschränkung: „Die theologischen Kapitel seines (*Munbys*) Buches werden vermutlich dazu führen, daß manche evangelischen Theologen ... ihre Stirn in kritische Falten legen“ (S. 8). Das dürfte nicht unbegründet gemutmaßt sein. *Munby* reduziert die wirtschaftliche Betätigung für Christen nämlich auf die soziale Frage (S. 94). Das aber bringt nur den — im wirtschaftlichen Effekt belanglosen — Erklärungsgrund vom göttlichen und nicht human-sozialistischen Liebesgebot. Demnach würde also kein Weg daran vorbeiführen — sofern man sich nicht philosophisch-dialektisch das Wasser abgraben will —, als sich mit den nichtmarxistischen Sozialisten zu arrangieren. „Die Amsterdamer (Weltkirchen-)Konferenz (von 1948) machte ... klar; ihre Verurteilung des Kommunismus war Kritik am kommunistischen Glauben, während ihre Verurteilung des Kapitalismus eine Verdammung der gesellschaftlichen Struktur war: „Die Kirche sollte deutlich machen, daß es Konflikte zwischen Christentum und Kapitalismus gibt ...“ (S. 98 f.). Glaubenskonkurrenz also mit dem Osten, Gesellschaftskritik am Westen. Damit aber würde sich die christliche Wirtschaft, solange sie keine zwingende Konzeption hat, zwischen beide Stühle setzen, oder aber sie begnügt sich mit räsonierendem Revisionismus um der Mitsprache willen.

Wo *Munby* Fachwissen ausbreitet, ist er im Bekannten belesen, wobei es ihm freilich passieren kann, daß er in der Darstellung der Beschäftigungstheorie Inflation mit Deflation verwechselt (S. 119). Wo er hingegen Ratschläge

erteilt, bleibt er im Aufbrühen von faden Kalendersprüchen stecken. „Riesenunterschiede zwischen den Einkünften der Menschen in einer Gesellschaft sind zu verdammen“ (S. 113), oder aber: „Das Preissystem sollte man benutzen, solange es unseren Zwecken dient, andernfalls aber zurückweisen“ (S. 151). Das gegenwärtige Preissystem jedenfalls ist nach Munby gottgefällig (S. 150). Im übrigen bekennt er sich zu der paulinisch-lutherischen Obrigkeitstheorie... „In der Welt... existiert der Staat unter der Verordnung Gottes... und dann fordert er mit Recht unseren Gehorsam, wie wir ihn der Autorität von Menschen schulden, die von Gott eingesetzt sind“ (S. 47). Insofern unterstellt Munby der Einfachheit halber, „... daß die Einkünfte gerecht verteilt worden sind...“ (S. 143).

Alles in allem ein Buch, das auf eine große Lücke in der Literatur hinweist, sie aber nicht schließt. Man hätte es dankbar begrüßt, eine Übersicht über die stattgefundenen und die mögliche Einflußnahme des Christentums auf die abendländische Wirtschaft geboten zu bekommen, angefangen etwa beim thomistischen Zinsverbot bis hin zu den Konsequenzen der päpstlichen Sozialzyklen und den präzisierten Vorstellungen der Ökumene. Statt dessen erhält man barock formulierte Selbstverständlichkeiten.

Dr. Ludwig Henze

GEORG SCHREIBER

DER BERGBAU IN GESCHICHTE, ETHOS UND SAKRALE KULTUR

Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1962. 757 S.,
33 Bildtafeln, Ln. 65 DM.

Um mit dem Positiven zu beginnen: Das Buch wurde aus einer Fülle von Material zusammengestellt, manche unbekannte Quelle wurde von Georg Schreiber erschlossen, und die vorzüglich gedruckten Bildtafeln bergen manches Kleinod. Es ist ein anspruchsvolles Werk, das jedoch bei näherer Prüfung manche Ansprüche unerfüllt läßt.

Das Buch ist aus einem Vortrag des Verfassers gewachsen, und es bleibt dem Rezensenten rätselhaft, wie man einen Vortrag zu einem Buch von über 700 Seiten Umfang auswalzen kann. Die Gefahren, die ein solches Verfahren birgt, haben diesem Buch den Stempel aufgedrückt: Die Behandlung des Bergbaus im Mittelalter ist gründlich und tief-schürfend, leider aber mit Material überladen (das Buch enthält mehr als 3000 Fußnoten). Die Schilderung bergbaulicher Verhältnisse im 19. Jahrhundert und in unserer Zeit ist dafür lückenhaft und oft zusammenhanglos. Ja, man gewinnt den Eindruck, als spreche Schreiber beim Bergbau von etwas, was es gar nicht mehr gibt; mit solcher Liebe und Ausführlichkeit verweilt der Verfasser beim Berg-

bau des Mittelalters. So endet beispielsweise das Kapitel „Soziales“ mit dem Jahr 1738, das Kapitel „Ethos“ führt nicht über 1791 hinaus. In diesem Kapitel behandelt Schreiber ausführlich die Vorrechte des alten Bergmannsstandes, er geht aber nicht auf das Recht der Bergleute im 19. und 20. Jahrhundert ein. Und er übergeht die Kämpfe der Bergarbeiterschaft um ihre Rechte, die in den Bergarbeiterstreiks von 1889, 1905 und 1912 ihre Höhepunkte erreichten. Ging der Verfasser hier nach dem Grundsatz vor, daß „nicht sein kann, was nicht sein darf“? Die überall zu findende Glorifizierung der „guten alten Zeit“ läßt das vermuten. Schreiber beschwört den „kategorischen Imperativ der Standespflichten“ (S. 233) und lobt: „Man bedenke, daß die Beschäftigung mit der Kohle eine hochdisziplinierte Arbeiterschaft heraufführte.“ (S. 672.)

Ist Schreiber die Bergarbeiterschaft unserer Zeit nicht „diszipliniert“ genug? Ist das der Grund dafür, daß sich in diesem umfangreichen Buch nichts über die Bergmannschichtung des 19. Jahrhunderts und unserer Epoche findet? Es gibt keine Entschuldigung dafür, daß in einem solchen Buche selbst im Kapitel „Der Bergmann kulturproduktiv“ die Bergmannschichtung übergangen wird. Auf S. 205 wird aus Novalis' „Bergmannsleben“ zitiert, aber dieses Gedicht ist sehr alt, und Novalis war nicht selbst Bergmann. Selbst so großen Gestalten wie *Heinrich Kämpchen* und *Otto Wohl-gemuth* huldigt der Verfasser durch Schweigen, und nicht einmal der fromme Bergarbeiterdichter *Ludwig Kessing* (1869—1940) wird erwähnt. Ohne jeden Übergang nimmt aber Schreiber in einer Fußnote kritisch Stellung zur Kampagne „Greif zur Feder, Kumpell“, die von Ostberlin aus gestartet wurde. Was soll das? Wem dient eine solch lückenhafte und oberflächliche Auseinandersetzung mit der bergmännischen Dichtung? Es ist grotesk, daß ein einziges Mal auf einen lebenden Bergmannschchter hingewiesen wird, und zwar auf *Willy Bartock* (S. 278), allerdings nicht in seiner Eigenschaft als Bergmannschchter, sondern im Kapitel „Bergmannssagen“ mit der Bemerkung, daß er die Figur des Bergmanns in das Kasperlspiel eingeführt hat.

Unberechtigt, weil irreführend, ist auch die Wiedergabe eines Gemäldes von Constantin Meunier auf dem Schutzumschlag. Das Bild zeigt die Heimkehr abgerissener Bergleute in der Zeit um 1900. Von der sozialen Problematik, die aus diesem Bild spricht, findet man im Buch selbst nichts wieder.

Auf Seite 657 heißt es: „Nachzuprüfen bleibt, ob der Wandel (Verlust alten Brauchtums, d. R.) nicht auch neue Lebensformen heraufführte.“ Aber gerade diese Nachprüfung wird man von einem solchen Buch erwarten. Warum allein in der Vergangenheit verweilen?

Im Schlußteil geht der Verfasser überraschenderweise auf die Kohlenkrise unserer

Tage ein, und er bringt eine Aufstellung der internationalen Verträge über Schürfrechte und Sozialversicherung des Bergmanns, eine Aufstellung, die mit einem Vertrag von 1921 beginnt und mit dem Jahre 1958 endet. Das sind wertlose Beifügungen, da ja in den wichtigen Kapiteln dieses Buches dieser Zeitabschnitt nicht behandelt wurde.

So ist leider dieses Werk nicht mehr als das Buch eines Liebhabers alten bergmännischen Brauchtums für Liebhaber alten bergmännischen Brauchtums. Und dabei hätte dieses Buch sehr viel mehr sein können, wenn es anders angelegt und bis in die Gegenwart fortgeführt worden wäre. Dann hätte es werden können das „Standardwerk für alle, die verantwortlich am Schicksal des Bergbaus teilhaben“ (dazu wird es vom Verlag im Klappentext zu Unrecht erhoben),

Walter Köpping

KARL C. THALHEIM

GRUNDZÜGE DES SOWJETISCHEN WIRTSCHAFTSSYSTEMS

Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1962. 176 S., Paperback, 16,80 DM.

Prof. Thalheim untersucht das Wesen, die Funktionsweise, die bisherigen Resultate und die Modellfähigkeit des sowjetischen Wirtschaftssystems, unter dessen Glashaube faktisch eine Milliarde Menschen leben, da alle kommunistischen Staaten mit Ausnahme Jugoslawiens die sowjetische Wirtschaftsform übernommen haben.

Das kommunistische Wirtschaftssystem sei nicht gewachsen; es wurde vielmehr gesetzt und gemacht, also gleichsam in der Retorte erzeugt. Seinem Wesen nach eine Zentralverwaltungswirtschaft (*Eucken*), stütze es sich auf die Grundpfeiler dreier Dogmen: Vergesellschaftung der Produktionsmittel, zentrale Planung, maximales Wachstumstempo. Diese Dogmen stünden im Gegensatz zu Randproblemen nach wie vor außerhalb jeder Diskussion und verursachten eine Ideologie-Gebundenheit der Wirtschaft, die ihr Funktionieren beeinträchtigte. Auch das Wirtschaftssystem selbst trage, da es vornehmlich politischen Zielsetzungen diene, gleichsam von außen Störungen in den Wirtschaftsablauf hinein. Die Ansicht, daß es sich bei den Funktionsstörungen des sowjetischen Wirtschaftssystems um „Kinderkrankheiten“ handele, sei unhaltbar, da sie noch immer in gleicher oder ähnlicher Weise auftreten wie in den Anfängen der Sowjetunion. Neuerdings würden durch das Reiferwerden der Sowjetwirtschaft und den angehobenen Lebensstandard zusätzliche Probleme für die zentrale Planung aufgeworfen, die durch die primitiven Methoden

der Stalinzeit nicht mehr gelöst werden könnten. Die Bemühungen der sowjetischen Führung zielten daher auf eine Verfeinerung der Planungsmethoden ab. Der Hauptzweck von *Chruschtschows* Reformpolitik bestehe aber darin, „die Verhärtung der sozialen Differenzierung“ innerhalb der Sowjetgesellschaft zu einer echten Klassenstruktur zu verhindern. Eine Liberalisierung oder eine Annäherung an den jugoslawischen Reformkommunismus sei hingegen nicht festzustellen.

Thalheim gesteht der sowjetischen Zentralverwaltungswirtschaft gegenüber der westlichen Wirtschaftsordnung einige Vorteile zu: sie könnte eine weitergehende Spezialisierung der Betriebe erreichen und die Kosten für Reklame einsparen. Dem stünden mangelnde Elastizität und Schwerfälligkeit als Grundfehler des sowjetkommunistischen Wirtschaftssystems gegenüber. Gleichwohl sei es für die Entwicklungsländer, denen es ebenso wie den Sowjets vor allem auf ein schnelles Wachstumstempo ankomme, nicht wenig attraktiv. Der Autor zeigt aber warnend auf China, dessen Versorgungsschwierigkeiten aus der Übernahme des sowjetischen Wirtschaftsmodells entstanden seien. Überdies gebe es einen so engen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher und politischer Ordnung, daß mit dem Wirtschaftssystem auch das politische System übernommen werden müsse. Am Beispiel Japans weist Thalheim nach, daß auch ohne zwangswirtschaftliche Methoden und künstlich gedrückten Lebensstandard hohe Wachstumsraten erzielt werden können (von 1948 bis 1960 stieg die industrielle Produktion in der Sowjetunion auf das Viereinhalbfache, in Japan um das Siebenfache).

Der Autor zerstört das Märchen, daß sich die sowjetische Planwirtschaft nach dem Bedarf der Bevölkerung orientiere und daß die Sowjetunion ein Wohlfahrtsstaat sei. Er reißt auch den Schleier von Chruschtschows Versprechen, die Steuern abzuschaffen (Umsatz- und Landwirtschaftsteuer bleiben bestehen; der Wegfall der Einkommensteuer wird bei allen Arbeitern und Angestellten, die mehr als 200 Rubel monatlich verdienen, durch die Senkung des Lohnes oder Gehaltes um den vollen Einkommensteuerbetrag kompensiert).

Thalheims Stil ist sehr präzise, wenngleich er zu oft wiederholt. Man spürt, daß er auch mit den Feinheiten der kommunistischen Ideologie vertraut ist. Über den trockenen Stoff schießt ein Strom originaler Gedanken. Allerdings erscheint es mir falsch, die Einschätzung, daß Chruschtschow ein Realpolitiker sei, schlechthin abzulehnen. Gewiß ist diese Vorstellung einseitig. Ebenso einseitig wäre aber die Gegenmeinung, in Chruschtschow hätten wir es mit einem vornehmlich ideologiebestimmten Politiker zu tun. Die Eigenart des Sowjetführers besteht darin, daß

er sowohl pragmatisch als auch gleichzeitig der kommunistischen Zukunftsvision verhaftet ist. Die Kluft zwischen Pragmatismus und Vision ist bei ihm ungeheuer. Chruschtschow fehlt die Mitte. Das ist die Wurzel seiner Unberechenbarkeit. Innerlich und bewußtseinsmäßig gespalten, schnell er zwischen den beiden Polen seiner Existenz hin und her, was sich auf wirtschaftlichem Gebiet beispielsweise an dem fieberhaften Pendeln zwischen Zentralismus und Dezentralisierung ablesen läßt. Das sehr empfehlenswerte Buch ist der erste Band von Abhandlungen des Bundesinstituts zur Erforschung des Marxismus-Leninismus.

Günther Bartsch

EMILE DURKHEIM REGELN DER SOZIOLOGISCHEN METHODE

In neuer Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von René König. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied 1961. 250 S., Glanzfolienband 14,80 DM.

Die inzwischen sehr gut eingeführten „Soziologischen Texte“ des Luchterhandverlages, deren Herausgabe *Heinz Maus* und *Friedrich Fürstenberg* besorgen, haben mit einer Reihe wichtiger Texte nicht nur den Fachsoziologen, sondern — angestrebtermaßen — auch breiten Kreisen von Interessierten die Möglichkeit gegeben, die Werke bekannter Soziologen entweder kennenzulernen oder erneut zu lesen. Leider sind die neuesten Ausgaben nicht mehr zu dem erfreulich günstigen Preis der ersten Texte zu erhalten, so daß man besorgt sein muß, daß weitere Erscheinungen wegen ihrer hohen Preise nicht mehr von dem wichtigsten Käuferkreis, den Studenten, erworben werden können.

Die als Band 3 erschienenen „Regeln der soziologischen Methode“ Durkheims, eines der leider zu wenig gelesenen Standardwerke der soziologischen Literatur, gehören noch zu den relativ günstig zu erhaltenden Ausgaben. Das ist umso begrüßenswerter, als es sich hierbei in der Tat um ein Werk handelt, das, obwohl mehr als 50 Jahre alt, nichts von seinem Wert und seiner Aktualität eingebüßt hat. Mit Recht muß beklagt werden, daß Durkheim gerade in Deutschland noch so unbekannt ist, daß er zumeist gar nicht oder kaum erwähnt wird: Der Herausgeber René König, Ordinarius für Soziologie an der Universität Köln, weist in seiner Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe darauf hin, daß Durkheim z. B. in der Darstellung von „Wesen und Formen der Soziologie“ durch *Werner Ziegenfuß* in dessen 1955 erschienenem Handbuch nur ein einziges Mal vorkomme, „wobei übrigens sein Name noch falsch orthographiert wird, was nicht unbedingt auf große Vertrautheit mit seinem Werk schließen läßt“

(S. 17). Darüber hinaus sei Durkheim mehr fehlinterpretiert als richtig erfaßt worden, so daß man nach Meinung des Herausgebers wohl berechtigt sei, „von einem unbekanntem Durkheim in Deutschland zu sprechen“.

Rene König hat nicht die ihm altmodisch und inadäquat erscheinende erste Übersetzung aus dem Jahr 1908 neu herausgegeben, sondern die Übersetzung vollständig umgearbeitet und mit einer detaillierten Einleitung versehen, um das Werk Durkheims in den heutigen Rahmen der Soziologie zu stellen. Die „Radikallösung“ einer neuen Übersetzung erschien ihm am angebrachtensten, aber unter den gegebenen Umständen als undurchführbar, und so befürchtet er, es wäre vielleicht nur ein Kompromiß zustande gekommen.

Das muß mit Entschiedenheit verneint werden. König hat durch seine große Kenntnis der französischen Soziologie und seine weitreichende Übersicht über die modernen soziologischen Methoden die „Regeln“ nicht nur im Rahmen des vorherigen und des späteren methodologischen Werkes Durkheims gesehen und interpretiert, sondern ihre Aktualität für die heutigen Methodenfragen aufgewiesen. Es ist ihm gelungen, „jene Linien“ zu betonen, „die aus diesem Buch noch immer das wesentlichste methodologische Werk der modernen Soziologie machen“ (S. 38).

Viele Bemerkungen lesen sich, als seien sie heute geschrieben und mahnend an die Wissenschaftler unserer Zeit gerichtet. So erwähnt König die kritische Haltung des Durkheim-Schülers *Simiand*, der rein empirische Erhebungsauswahlen zurückwies, da Daten ohne Theorie ebenso unbrauchbar seien wie eine Theorie ohne Daten. Weiterhin zeigte er — im Sinne Durkheims —, daß „selbst ein hoher Korrelationswert noch keine Kausalbeziehung impliziert, sofern dies nicht durch die theoretische Analyse der relevanten Faktoren wahrscheinlich gemacht wird“ (S. 77/8). Die Aktualität des Durkheimschen Textes läßt die Vermutung aufkommen, die Diskussion sei seit damals kaum weiter gediehen: „Leider ist es leichter, diese Regel im Prinzip und in der Theorie einzusehen, als sie konsequent zur Anwendung zu bringen“ konstatiert Durkheim (S. 85) und meint weiterhin, indem er den Kritikern antwortet: „Man klagt uns an, wir wollten das geistige Element aus der Soziologie entfernen“ (S. 88), was ganz und gar nicht der Fall ist. Er wolle sich aber nicht beklagen, sondern sich über die Fruchtbarkeit der Diskussion freuen.

Noch immer stehen diese Fragen zur Debatte, noch immer werden diese Anklagen gegen die empirische Soziologie erhoben. Wir können nur wünschen, daß diese Neuherausgabe der Durkheimschen „Regeln“ eine möglichst große Verbreitung erfährt.

Reinmar Cunis

BERLIN UND KEINE ILLUSION

13 Beiträge zur Deutschlandpolitik. Herausgegeben von Ansgar Skriver. Rütten & Loening Verlag, Hamburg 1962. 158 S., kart. 2,80 DM.

Seit am 13. August 1961 durch den Bau der Mauer Berlin grausam zerrissen worden ist, sind viele Gedanken zu einer Beseitigung der ständigen Drohung einer „Berlin-Krise“ geäußert worden. Nicht, als ob man vorher nicht nachgedacht hätte, wie die verschiedenen Teile Deutschlands zusammengeführt werden könnten, aber die offizielle deutsche Politik auf beiden Seiten hing Konzeptionen an, die Unbeweglichkeit und Stillstand förderten. Der 13. August brachte Bewegung und zugleich Ratlosigkeit in die Politik der Bundesregierung. Seither sind fast zwei Jahre vergangen. Die Bewegung hat sich gesetzt, aber die Ratlosigkeit ist nicht überwunden.

Die Frage: Was sollen wir tun? bewegt nicht nur die Politiker, sondern auch Intellektuelle, die wünschen, dem Bürger dieser Nachkriegsrepublik Hilfe für seine Gedanken zu geben. Ansgar Skriver hat Westberliner, westdeutsche und ausländische Persönlichkeiten — Politiker, Journalisten, Wissenschaftler usw. — gebeten, ihre Vorstellungen zum „Berlin-Problem“ darzulegen. 13 Autoren haben ihm Beiträge gesandt: erklärende, historisch-darstellende Kritiken an der bisherigen Deutschlandpolitik und Vorschläge zur Lösung dieser unserer Lebensfrage. Skriver hat sie in einer Broschüre zusammengefaßt. Die 13 Autoren — Fritz René Allemann, Margret Boveri, Alexander von Cube, Thomas Dehler, Fritz Erler, Dietrich Goldschmidt, Reimar Lenz, Ernst Majonica, John Mander, Eberhard Menzel, Manfred Rexin, Gerhard Schoenberger und Paul Wilhelm Wenger — diskutieren das Thema Berlin mit großem Sachverstand und mit starker Anteilnahme. Allen gemein ist, daß sie keiner Illusion nachlaufen, sondern bemüht sind, aus der Tatsache der Mauer Folgerungen für eine Politik im Interesse und zum Wohle aller Deutschen, aber auch im Interesse einer allgemeinen Entspannung zu ziehen. Die Beiträge haben Wert über die bloße Tagespolitik hinaus. Wer sie aufmerksam studiert, bekommt nicht nur ein Bild vom sachlichen Hintergrund, sondern auch von der Vielfalt der Lösungsvorschläge und -möglichkeiten.

Annemarie Zimmermann

HEINZ COMMER

PRAXIS DES EUROPA-MARKTES

Das EWG-Kompendium für Industrie und Handel. Europa Union Verlag, Düsseldorf 1962. 156 S., brosch. 15,60 DM.

Die Fülle der Publikationen zum Thema der europäischen Integration ist meist entweder dadurch ausgezeichnet, daß sie sich im Grundsätzlichen, also quasi oberhalb der Wirklich-

keit bewegt oder daß sie als anderes Extrem sich der minutiösen Abhandlung über recht spezifische Teilprobleme widmet. Commer hat es verstanden, eine Informationsschrift zu verfassen, die genau in der Mitte liegt und deshalb auf gedrängtem Raum sehr eindrucksvoll das darstellt, was der Europa-Markt praktisch ist. Wir erfahren an konkreten Beispielen, wie sich die einzelnen Mitgliedsländer mehr oder weniger erfolgreich und eifrig bemühen, der neuen Lage gerecht zu werden, wobei immer wieder die französische Aktivität besticht. Wir bekommen recht handgreifliche Anregungen, was zu tun ist und was getan wird, um ein Unternehmen auf die neuen Umweltbedingungen einzustellen. Eine Branchenanalyse gibt darüber Auskunft, wie sich der Gemeinsame Markt bis jetzt auf die einzelnen Wirtschaftszweige ausgewirkt hat. Themen wie Regional- und Standortpolitik und die Beziehungen zu den assoziierten Gebieten werden ebenfalls so behandelt, daß der Leser weiß, welchen praktischen Weg er einschlagen muß, wenn er in dieser Richtung aktiv werden will. In ähnlicher Weise werden etwa die europäischen Kreditmöglichkeiten beschrieben. Eine Zusammenstellung europäischer Zusammenschlüsse von Wirtschaftsverbänden zeigt, daß Europa doch schon eine Wirklichkeit ist. Dieses Buch gehört nicht nur in die Hand jeder Direktion, sondern auch jeder Mitbestimmungsinstitution.

Dr. W. D.

ANTON ZISCHKA AUCH

DAS IST EUROPA

Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1960. 336 S., 53 Fotos, Ln. 14,80 DM.

Zischka, bekannt durch eine ganze Anzahl Bücher, in denen er auf der Grundlage ausgiebiger Reisen die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der verschiedensten Länder schildert, hat sich in diesem Buch die *Ostblockstaaten* vorgenommen und dem Buch den Untertitel „Moskaus Alptraum“ gegeben. Das zeigt eine gewisse Reserve gegenüber der Politik der Sowjetunion an, wie auch zum Ausdruck kommt, daß das russische Diktat über die Satellitenstaaten bereits ins Wanken gekommen ist und eines Tages vielleicht überhaupt nicht mehr möglich sein wird.

Trotz dieses Vorbehaltes enthält das Buch des öfteren Behauptungen, die wohl nur einer gutgläubigen Hinnahme recht fragwürdiger oder falscher Angaben seitens russischer und ostblocklerischer politischer Funktionäre entspringen können. Z. B. heißt es auf S. 174 kurz und bündig, ohne Erklärung, „die politischen Bedingungen Washingtons (bezüglich *Marshallplan*) waren unannehmbar gewesen“. Auf S. 82 wird behauptet, durch *Tito*, der damals offiziell bereits veremmt war, habe *Berija*, der nach *Stalins* Tod unter der Mini-

sterpräsidentschaft von *Malenkow* hingerichtet wurde, den Alliierten Reformen innerhalb der Sowjetunion, ein sowjetisch-britisches Bündnis und eine Entmilitarisierung Mitteleuropas unter gleichzeitiger Förderung der bulgarisch-jugoslawischen Föderationspläne angeboten. Über Polens Haltung werden manche fragwürdigen Dinge gesagt, ohne daß auch nur an einer Stelle Quellen angegeben werden. Das mindert den Wert der Darstellung herab, was bedauerlich ist, weil das Buch viele Fakten über die Verhältnisse in Bulgarien, Rumänien, Albanien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Polen sowie auch Jugoslawien bringt, die kennenzulernen für den häufig recht einseitig urteilenden Westeuropäer wichtig ist. Außerdem versteht Zischka, Rückblicke auf die Geschichte der von ihm behandelten Länder und Völker zu geben und dabei größere Zusammenhänge deutlich zu machen.

In bezug auf die deutsche Wiedervereinigung meint Zischka, eine föderative Neuordnung Mitteleuropas und dabei eine Föderation zwischen der Bundesrepublik und der „DDR“ sei eine brauchbare Lösung. Er kritisiert, daß bei uns die Diskussion solcher Projekte verpöht sei, sagt in diesem Zusammenhang aber, CDU-Kreise hätten 1959 bereits einmal solche Vorschläge gemacht. *Irmgard Enderle*

MARGARETHE TURNOWSKY-PINNER
DIE ZWEITE GENERATION
MITTELEUROPÄISCHER SIEDLER IN
ISRAEL

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Institute of Jews from Germany. Verlag, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1962. XIV, 136 S. mit einer Karte und 10 Abbildungen auf drei Tafeln, kart. 16,— DM, Ln. 19,50 DM.

Bis in die dreißiger Jahre war die jüdische Besiedlung Palästinas im wesentlichen von jugendlichen, idealistischen Einwanderern getragen worden; schon die Kinder der ersten Kolonisten hatten vielfach der Landwirtschaft wieder den Rücken gekehrt und die große Einwandererwelle aus Osteuropa in der Mitte der zwanziger Jahre war vorwiegend in die Städte gespült worden. Um so erstaunlicher mußte es sein, daß es gelang, einen nicht unbeträchtlichen Teil der seit 1933 nach Palästina fliehenden mitteleuropäischen Juden, die meist Kaufleute und Akademiker gewesen und keineswegs mehr jung waren, in der Landwirtschaft anzusiedeln.

Ausgehend von einer Schilderung der Organisatoren und Organisationen, die sich um die Einwanderer kümmerten, die „nur wegen Hitler“ und nicht aus zionistischer Ideologie ins Land kamen, berichtet die Verfasserin vom Aufbau spezieller Mittelstandssiedlungen und der Eingliederung von Gruppen wie Einzelsiedlern, wobei sich ganz eindeutig die Formen überlegen zeigten, die auf

gemeinsamer Hilfe und Zusammenarbeit beruhten. Ausführlicher behandelt sie jeweils den Weg der zweiten Generation, von der die Mehrzahl der Landwirtschaft, aber auch wesentlichen kulturellen Eigenarten der Herkunftsländer ihrer Eltern treu blieben. Wenn Margarethe Turnowsky-Pinner dies auch in den Kibbuzim zu erkennen glaubt, in denen ja am ehesten nationale Gruppierungen schwinden, so mag darin etwas von der leidvollen Anhänglichkeit mitteleuropäischer, deutschsprechender Juden an ihre alte Heimat mitschwingen.

Sorgfältig belegt die Verfasserin ihre Aussagen durch eine Darstellung einer Reihe von Siedlungen verschiedener Typen, die ein Bild von der Mannigfaltigkeit der jüdischen Kolonisation und somit von der sozialen Struktur Israels überhaupt vermittelt. Nur in einem macht sie es sich zu leicht, wenn sie nämlich zum Schluß feststellt, daß nur *eine* Gefahr dem Siedlungswerk heute drohe, die Änderung der zionistischen Grundeinstellung, daß Landwirtschaft die Grundlage für ein erneuertes jüdisches Volk in Israel sei. Die edelste zionistische Grundeinstellung nützt wenig, wenn Millionen Liter Milch ins Meer geschüttet werden müssen, um den Preis zu halten. Auch Israel unterliegt der Problematik der Landwirtschaft in der gesamten freien Welt, die letztlich nur eine rationale Planung in weltweitem Umfang wird lösen können. *Hermann Meier-Cronmeyer*

Kurz angezeigt

„Dein neuer Nachbar in Afrika“ heißt eine Schrift des bekannten Afrika-Autors *Herbert Kaufmann*, die als Heft 14 der Serie „Der Heimabend“ im Rahmen der von der Hauptabteilung Jugend des DGB herausgegebenen Schriften für die Jugendgruppenarbeit erschienen ist (110 S., Bildtafeln). Die wertvolle Publikation bietet u. a. Material über die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der afrikanischen Staaten, über afrikanische Gewerkschaften, politische afrikanische Dichtung sowie Hinweise auf Literatur, Schallplatten und Filme über Afrika.

Der Verlag des *Österreichischen Gewerkschaftsbundes* hat in seiner Schriftenreihe „Aktuelle Probleme unserer Zeit“ kürzlich veröffentlicht: „Hat der Sozialismus eine Zukunft?“ von Fritz Sternberg (54 S.), „Probleme der österreichischen Sozialpolitik“ von Anton Proksch (62 S.), „Mitbestimmen — Mitverantworten“ von Franz Olah (37 S.), „Der suchende Mensch“ von Stella Klein-Löw (70 S.), „Wohnungswirtschaft in Österreich“ von Rudolf Brauner und Walter Tenschert (116 S.), „Verdient und ausgegeben — Betrachtungen über Budget und Volkseinkommen“ von Karl Ausch (65 S.).